

HÖRMANN

PORTAL 12

PORTAL 12
JANUAR 2008

DIE ARCHITEKTEN-INFORMATION
VON HÖRMANN

Wohnbauten

Projekte von kanngießer jauck architekten; Titus Bernhard Architekten; Spiekermann Architekten und Grunwald & Partner



INHALT

3

EDITORIAL

4 / 5 / 6 / 7

VERSCHLUSSSACHE UND VISITENKARTE

Die Haustür im Wandel der Zeiten

Autor: Rainer Gall

8 / 9

PORTAL IM GESPRÄCH MIT INES M. JAUCK

Wenn Architekten ihr eigenes Haus bauen, müsste Harmonie eigentlich vorprogrammiert sein.

Eine Idealbesetzung also? Ines M. Jauck berichtet über ihre Doppelrolle als Bauherrin und Planerin.

10 / 11 / 12 / 13

WOHNHAUS IN GOTHA

Klassische Aufgabenstellung: In Gotha hat ein junges Architektenpaar ein gemeinsames Haus zum Wohnen und Arbeiten gebaut – und die aussichtsreiche Lage dabei bestmöglich ausgenutzt.

Entwurf: kangießer jauck architekten, Gotha

14 / 15 / 16 / 17 / 18 / 19

HAUS L. IN LANDSBERG

Vom Verschwinden der Architektur: In Landsberg am Lech haben Titus Bernhard Architekten ein Wohnhaus im Berghang errichtet. Sichtbar sind von außen allein noch die Glasfassaden.

Entwurf: Titus Bernhard Architekten, Augsburg

20 / 21 / 22 / 23 / 24 / 25

HAUS BÖRGER IN RHEDA-WIEDENBRÜCK

Nach anfänglicher Skepsis waren Nachbarn und Baubehörde in Rheda-Wiedenbrück überzeugt:

Haus Börger ist eine Bereicherung für das Quartier – und obendrein ein Musterbeispiel an Offenheit.

Entwurf: Spiekermann Architekten, Beelen

26 / 27 / 28 / 29

STADTHÄUSER IN LEIPZIG

Familienwohnen in der Stadt: Die Stadthäuser von Grunwald & Partner zeigen, dass „kindgerecht“ und „zentrumstnah“ keine Widersprüche sein müssen.

Entwurf: Grunwald & Partner, Leipzig

30 / 31

HÖRMANN-UNTERNEHMENSNACHRICHTEN

32 / 33

ARCHITEKTUR UND KUNST

Angelina Gualdoni: Rec Center / General Assembly Hall

34 / 35

VORSCHAU / IMPRESSUM / HÖRMANN IM DIALOG



Martin J. Hörmann, Thomas J. Hörmann und Christoph Hörmann
Persönlich haftende Gesellschafter

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

über die nicht immer konfliktfreie Zusammenarbeit zwischen Architekten und Bauherren ließen sich ganze Bücher schreiben (und wurden teilweise auch schon geschrieben). Unlängst berichtete uns eine Architektin vom Bau des Hauses für ihre Eltern: Als sie den Auftrag annahm, stellte sie sogleich klar, dass nur sie und sonst niemand über die Gestaltung des Hauses entscheiden würde. Nun besitzt nicht jeder dem Bauherrn gegenüber dieses Standing. Die Wünsche des Auftraggebers sind daher bei jedem Hausbau eine Größe, die es zu berücksichtigen gilt. Die Konflikte, die dies in sich birgt, hat Hermann Muthesius schon vor 90 Jahren genau beschrieben: „Es gibt auch sonderbare, schrullenhafte, ja unmögliche Bauherrenwünsche. Wenn der Architekt diese ausführen würde, so wäre dies unter Umständen verhängnisvoll für den Bauherrn selbst.“ Aber: „Dass der Bauherr seine Wünsche aufs Allergenaueste äußert, ist nicht nur zulässig, sondern sogar unbedingt notwendig. Je ausführlicher er zunächst selbst das durchdacht hat, was er will, um so einfacher und fruchtreicher ist die Arbeit des Architekten.“

In dieser Ausgabe von PORTAL berichten wir ausnahmslos über Bauherren, die genau wussten, was sie wollten – und über Architekten, die diese Wünsche in gute Architektur umgesetzt haben. Am einfachsten war dies sicher im Falle des Wohn- und Bürohauses von kanngießer jauck architek-

ten in Gotha: Wo der Architekt in Personalunion zugleich Bauherr ist, geht es in der Regel harmonischer zu als sonst. Das hat uns auch Ines M. Jauck im Interview bestätigt. Mutige Bauherren hatten auch Spiekermann Architekten beim Haus Börger in Rheda-Wiedenbrück: „Extravagant, individuell und besonders“ lautete ihr Briefing für den Neubau. Dass die Baubehörde an dieser Stelle lieber ein Fachwerkhaus gesehen hätte, machte den Fall zusätzlich pikant. Am Ende des Bauprozesses waren jedoch alle skeptischen Stimmen verstummt: Die Architekturqualität überzeugte. Eine nicht minder mutige, aber im Stadtraum weniger präsente Lösung haben Titus Bernhard Architekten mit dem Haus L. am Steilufer des Lech in Landsberg realisiert. Das Haus verschwindet nahezu komplett im Hang; sichtbar ist eine äußerst filigrane Glaskonstruktion, deren Realisierung nicht zuletzt den Fähigkeiten des Bauherrn – eines Tragwerksplaners – zu verdanken ist.

Ein Stück bauherrliche Selbstverwirklichung steckt immer auch in einem Bauelement, das unserem Unternehmen besonders am Herzen liegt: Die Haustür ist Visitenkarte eines jeden Hauses; hier drückt sich wie kaum sonst irgendwo die Individualität der Bewohner aus. Wie dies geschieht, und wie sich Haustüren im Laufe der Geschichte verändert haben, erläutert Reinhard Gall in seinem Beitrag auf den folgenden Seiten. Viel Vergnügen!

Martin J. Hörmann

Thomas J. Hörmann

Christoph Hörmann

VERSCHLUSSACHE UND VISITENKARTE: DIE HAUSTÜR IM WANDEL DER ZEITEN

Haustüren gehören zu den vielseitigsten Bauteilen jedes Wohnhauses: Sie sollen Besucher anziehen und unerwünschte Eindringlinge fernhalten. Früher repräsentierten sie den Status des Hausbesitzers, heute dokumentieren sie eher dessen persönlichen Geschmack. Der folgende Exkurs in die Geschichte der Haustür zeigt: Die Gestaltungsfreiheit hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte immer weiter vergrößert – und sollte auch künftig von Architekten und Herstellern ernst genommen werden.

Die Haustür führt in der Architektur ein Doppelleben: Sie soll Schutz bieten vor unerwünschten Besuchern. Dafür setzen wir massive Konstruktionen und ausgefeilte Technik ein. Einbruchssicherheit ist ebenso gefragt wie Schutz vor Hitze, Lärm und Staub. Dabei ist die wesentliche Aufgabe der Haustüre eigentlich eine Ventilfunktion: Sie sitzt in der wichtigsten Öffnung des Hauses; Besitzer, Bewohner und Besucher gehen hier ein und aus, Katze und Kinderwagen, Sofa und Saftflaschen werden durchtransportiert.

An älteren, großbürgerlichen Häusern sind häufig noch als Portal gestaltete Haupteingänge mit Treppe und Vordach zu sehen. Ihre Erbauer wollten den Eintritt in das Haus zelebrieren können: Wer das Portal durchschritt, hatte zumindest einen gewissen Status – der Nebeneingang war dem Personal vorbehalten oder ermöglichte bei Bedarf das dezentere, schnelle und möglichst unbemerkte Verlassen des Hauses. So viel Aufwand ist heute offensichtlich nicht mehr notwendig, offene Hintertürchen sind seltener geworden. Dennoch ist eine Haustür im Empfinden ihrer Besitzer und Benutzer noch immer mehr als ein reines Funktionsbauteil: Ihr repräsentativer Charakter ist geblieben.

Ein Leben vor der Tür am Ende des 19. Jahrhunderts

Die Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts veränderte wesentlich die Wohnstruktur. Eine riesige Bevölkerungsverlagerung vom Land in die Großstädte fand statt. In den Zentren wohnten abertausende Menschen in beengten

Verhältnissen, ganze Familien teilten sich einzelne Zimmer. In Berlin errichteten Menschen ohne Wohnung sogar kleine Lauben in den Hinterhöfen der großen Wohnblocks. Hauseingänge und Höfe wurden zu Lebensräumen, in denen Kinder spielten und Erwachsene sich trafen. Die Haustüre grenzte zu dieser Zeit – im Gegensatz zu heute – also meist nicht Individualbereiche gegen einen öffentlichen Raum ab, sondern lediglich das Gebäudeinnere vom Außenbereich. Gewohnt aber wurde auf beiden Seiten. Die Schutzfunktion der Türe war eine andere als heute; Haustüren hatten daher meist auch außen eine Klinke und nicht wie heute einen Knauf. Meist wurde der Eingang durch Architekturelemente wie Treppen, Halbsäulen und Architrave betont. Türen des 19. Jahrhunderts waren in der Regel streng symmetrisch, und ihre Oberfläche durch Friese in kleine Felder unterteilt, da die Materialien für Füllungen – Glas wie Massivholz – noch keine großen Flächen erlaubten. Dafür besaßen die Türen einen hohen Variantenreichtum in Flächengliederung, Profilierung und Ornamentik. Dekorelemente lenkten zwar die Aufmerksamkeit auf sich, ließen aber den konstruktiven Aufbau der Tür sichtbar. Die komplette Konstruktion war innen wie außen für jedermann nachvollziehbar.

Standardisiert, rationalisiert, aufgeräumt: Die 20er-Jahre

Nach dem ersten Weltkrieg galt es, die Wohnungsnot zu lindern. Zugleich setzte sich der Anspruch durch, soziale Konzeptionen in die Realität umzusetzen. Lebensqualität

RAINER GALL

geboren 1956 in Stuttgart

- 1978–1982 Studium der Innenarchitektur an der Hochschule für Technik Stuttgart
- 1982–1984 Assistent am Studiengang Innenarchitektur, Hochschule für Technik Stuttgart
- 1984–1989 Produktentwickler bei der Firma Olymp, Stuttgart
- seit 1989 Formgebungsberater beim Landesfachverband Schreinerhandwerk Baden-Württemberg, Stuttgart
- Ko-Autor u.a.: „Haustüren aus Holz“, „Möbelgestaltung“, „Terrassen, Wege, Gartenmöbel“ (erschienen 2003/04 bei DVA)



wurde zu einem der wichtigsten Themen der Avantgarde. Das wichtigste Mittel zu ihrer Sicherung war für die Architekten der Bauhaus-Generation die industrielle Produktion: „Die ‚Ration Wohnung‘ sollte verbilligt werden, die wirtschaftliche Not verlangte nach Typisierung, Normierung, nach einer Einheitlichkeit der Form, die keine soziale Differenzierung zuließ. Der Ruf lautete: industrielle Produktionsweisen, standardisierte Stahlbetonelemente, Fließbandfertigung auf der Baustelle, Fordismus, Taylorismus [...]“¹

Die Weißenhofsiedlung 1927 zeigte als eine von vielen Ausstellungen Beispiele für neues Bauen. Im gleichen Jahr wurde die „Frankfurter Küche“ vorgestellt, bis heute der Urtyp der meisten Küchen. Selbst im privaten Bereich wurden Arbeitsabläufe analysiert und standardisierte Lösungen für alle Wohnbereiche gesucht. Die Orientierung an Normen, die uns heute zur Selbstverständlichkeit geworden ist, geht auf die Überlegungen von damals zurück. Türen, Treppen, Fenster und Beschläge wurden standardisiert. Auch die heutige Drückerhöhe von 1050 Millimetern ist Ausdruck dieses Prozesses.

Schon um die Jahrhundertwende traten neue Türmaterialien neben das Holz. 1906 entdeckte Alfred Wilm aushärtende

Aluminiumlegierungen, namentlich das im Fahrzeug- und Flugzeugbau verwendete Duralumin, und schuf damit die Grundlage für die Aluminiumverwendung auch im Bauwesen. Es dauerte jedoch noch einige Jahrzehnte, bis in großem Stil Aluminiumprofile eingesetzt wurden. Ihre Profile waren in der Anfangszeit noch ungedämmt, sind heute jedoch längst durch wärmedämmende Verbundprofile ersetzt worden.

In der Zeit des Hinterfragens am Beginn des 20. Jahrhunderts blieb viel Überflüssiges auf der Strecke. Bruno Taut schrieb 1924 in seinem Buch „Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin“: „selbst die schlechtesten Ramschmöbel haben noch einen konstruktiven Körper. [...] Muschelaufsätze, Aufbauten über den Sofas, Troddeln, Fransen usw. sind leicht abzunehmen, im Übrigen werden die Auswüchse vom Tischler abgesägt. Man wird erstaunt sein, wie glatte saubere Möbel man herausbekommt, besonders wenn man nachher mit Anstrich ganz oder teilweise nachhilft.“

Auch bei den Türen wurde die Ornamentik und Profilierungsvielfalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts reduziert; man konzentrierte sich wieder auf die eigentlichen Konstruktionselemente Fries und Füllung. Türen aus den 30er-Jahren zeigen darüber hinaus weitere gestalterische Entwicklungen. Erstmals stan-

Vom Portal zur Haustür: Tür vom Ende des 18. Jahrhunderts in Breslau (links), Tür aus dem 19. Jahrhundert auf Amrum (Mitte) und Tür aus den 30er-Jahren in Karlsruhe (rechts).



Fotos: Rainer Gall (2), Jakob Schoof (1)

Anmerkungen im Text:

1) Kristina Hartmann: Alltagskultur, Alltagsleben, Wohnkultur, Geschichte des Wohnens, Band 4, S. 246. DVA

2) Aufdoppelung: Auf einer Grundkonstruktion aus Brettern oder auf eine Rahmenkonstruktion wird eine zweite Ebene, üblicherweise aus Brettern, aufgebracht. Sie lässt sich weitgehend unabhängig von der Grundkonstruktion gestalten. Bei ganz frühen aufgedoppelten Türen aus dem 16./17. Jahrhundert lässt sich noch aus der Nagel-/Schraubenanordnung die sich dahinter verborgende Konstruktion ablesen, bei späteren nicht mehr.



Fotos: Jakob Schoof

Von nüchtern bis verspielt – und wieder zurück: Haustür von Mies van der Rohe in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung (links), Haustür der 80er-Jahre (Mitte) und Hörmann-Haustür Motiv 75 A von 2007 (rechts)

den abgesperrte Materialien für Füllungen zur Verfügung. Der Aufwand für die Rahmenkonstruktion konnte dadurch zurückgenommen werden, die Zahl der Friese wurde kleiner, die Füllung konnte großflächiger werden und wurde nun selbst zum Gestaltungsmerkmal. In manchen Türen wurden die Friese zu schmalen Stegen, wurden durch senkrechte oder waagrechte Wiederholung zum Motiv oder halfen, durch ein extremes Verhältnis von Höhe zu Breite eine optische Spannung aufzubauen.

Die Grundkonstruktion mit einem Schild versehen

Fast die Hälfte aller heute in Deutschland genutzten Wohnungen wurden zwischen 1949 und 1978 gebaut. Der enorme Bedarf an neuem Wohnraum machte in der Nachkriegszeit auch eine wirtschaftliche Türenherstellung erforderlich. Die in den 20er-Jahren entwickelten Konzepte für die Architektur, Standardisierung und Typisierung, setzten sich endgültig durch. Gleichzeitig änderte sich in den 50er-Jahren die Haltung vieler Menschen: Die Privatsphäre gewann an Bedeutung, die Familie sollte ungestört leben können, Individualität trat an die Stelle früherer Ideale sozialer Gemeinschaft. In der Architektur drückte sich das durch

die Tendenz zum Einfamilienhaus aus. Je mehr aber Haus und Wohnung zum Rückzugsort und zum Ausdruck von Individualität werden, desto weniger möchte man sich von außen hineinschauen lassen. Lichtöffnungen in Türen verloren daher an Attraktivität, und grafische Motive auf aufgedoppelten² Türen traten an ihre Stelle. Gleichzeitig wurden die Eingangstüren zunehmend in Türelemente integriert, die eine stattliche Breite aufweisen konnten.

Gestalterisch lösten sich die sichtbaren Teile zunehmend von der Grundkonstruktion. Die Anordnung der Bretter und Platten konnte nach geometrischem Belieben erfolgen, ihre Dimensionen hatten kaum mehr eine statische Relevanz. Fassten bei der Rahmentüre die äußeren Friese alle Gestaltungselemente zusammen, so verschwand bei den neuen, aufgedoppelten Türen auch diese Umfassung. Als Oberflächen kamen Bleche, Gläser, Kunststoffe und polymer gebundene Werkstoffe wie Varicor und Corian zum Einsatz.

Waren in der Nachkriegszeit neue Siedlungen noch verhältnismäßig überschaubar, so wurden in den 60er- und 70er-Jahren Trabantenstädte für mehrere tausend Bewohner gebaut. Neben die Haustüre trat damit die Wohnungseingangstüre als abschließendes Bauteil. Sie hatten unter-

3) Sperrtür: Tür mit glattem Türblatt für den Innenausbau. Sperrtüren haben einen umlaufenden Konstruktionsrahmen aus Holz, Metall oder Kunststoff sowie eine beidseitige Beplankung, z.B. aus Sperrholz, Kunststoff oder Metall. Der Hohlraum wird je nach Verwendungszweck der Tür mit unterschiedlichen Materialien gefüllt.

4) Ralf Hebecker: Corporate Design des Teufels, in: „SimpleText“, FH Köln, 1999, S. 30

schiedliche Aufgaben: Trennte die Haustüre den Außenraum vom halböffentlichen Treppenhaus,; diente die Wohnungseingangstüre als Ventil zum privaten Innenraum. Konsequenterweise konnte die Außentüre Glasausschnitte haben, während diese bei der Wohnungstür eher unüblich waren.

Abgesperrt und weggesteckt: Türen von 1979 bis heute

In den letzten 20 Jahren bis zur Jahrhundertwende entstanden rund 20 Prozent der heute in Deutschland genutzten Wohnungen. Die Baukonjunktur erlebte zum Teil sehr ruhige Zeiten, eine Sättigung schien erreicht. Dafür hielt die Kommunikationstechnik vehement Einzug ins Bauwesen. Während Territorialgrenzen ihre Bedeutung verloren und Entfernungen zunehmend schrumpften, wurde das Zuhause umso mehr zum Ort des Rückzuges. Elektronische Sicherheits- und Türkommunikationssysteme ersetzen den zuvor üblichen „Spion“ in der Tür.

Die verbreitetste Konstruktionsform ist heute die Sperrtür³. Heute angebotene Haustüren zeichnen sich durch eine enorme stilistische Vielfalt aus, die dadurch begünstigt wird, dass Sperrtüren durch Applikationen aller Art leicht zu individualisieren sind – bis hin zur gestalterischen Beliebigkeit. Hängen bei den Füllungstüren Konstruktion und Gestaltung sichtbar miteinander zusammen, und wird die Konstruktion bei den aufgedoppelten Türen durch farbig gefasste, aufgedoppelte Profile gelegentlich noch angedeutet, so gibt es dergleichen Verkettungen bei den Sperrtüren gar nicht mehr. Die Grundkonstruktion – sei sie aus Holz, in Mischkonstruktion mit Stahleinlagen, wärmedämmend oder gar mit Blecheinlagen zur Schuss-Sicherung – wird beidseitig vollflächig mit Platten abgedeckt. Wer die Türe ansieht, weiß nicht, was sich hinter der sichtbaren Fläche verbirgt. Für den Laien lässt sich der Wert einer Tür damit kaum noch erfassen. Viel Beratungsaufwand ist erforderlich, um einem Bauherrn die „Intelligenz“, die in einer modernen Haustür steckt, zu vermitteln.

Türe für Energie und Sozialkontakte

Die Umwelt- und Energiediskussion erbrachte tragfähige Lösungen für den Hausbau. Niedrigenergie- und selbst Passivhäuser haben sich von „Exoten“ zum Stand der Technik entwickelt. In Bürohäusern lässt sich mit Doppelfassaden so

mancher Einsatz der Klimaanlage vermeiden. Die Grundüberlegung der Doppelfassade bietet einen Impuls für neue Haustüren und deren Einbindung in den Grundriss. Bei diesem Fassadentyp hat die äußere Fassadenschicht die Aufgabe, Wettereinflüsse wie Regen und Winddruck abzuleiten. Die innere Fassade ist für die Wärmedämmung zuständig. Ebenso kann eine Doppeltür – zwei Türen hintereinander wie beim Windfang – als Schleuse wirken und die Dichtigkeit der Gebäudehülle erhöhen. Das äußere Element schützt in diesem Fall vor Witterungseinflüssen und puffert extreme Temperaturunterschiede ab, das innere sorgt für Wärmedämmung und Einbruchverhütung. Der Zwischenraum lässt sich als Abstellfläche für Pakete, Spielsachen und Kinderwagen nutzen. In früheren Zeiten waren viele Haustüren unabgeschlossen, der Milchmann oder der Bäcker stellten die Waren einfach kurz ins Haus. Doppeltüren könnten derlei Gebräuchen zu einer Renaissance verhelfen – von der Energieeinsparung, die sie bringen, einmal ganz abgesehen. Eine Haustür, so haben wir es im 20. Jahrhundert gelernt, ist ein fertig gestaltetes und entwickeltes Produkt. Doch was geschieht, wenn der Nutzer selbst Einfluss auf die Gestaltung seiner Haustür nimmt? „Vielfalt ist nicht gleich Beliebigkeit. Und Vielfalt ist auch selten gleich der Untergang. [...] Vielfalt [kann] das Gestaltungsprinzip schlechthin sein. Und wenn es auch Corporate Designer kränkt, wenn andere außer ihm – womöglich noch Dilettanten – Ideen für Kommunikationslösungen haben (z.B. das in Schönschrift gemalte Plakat, das den Weg zur Cafeteria weist, ...) so wird es doch Zeit, diese Potentiale a) zu erkennen, b) sie wertzuschätzen und c) sie einzubeziehen.“⁴

In der Praxis ist die selbst gestaltete Haustür längst Realität: Selbst an neuen Türen hängen Kränzchen. Die Sternsinger hinterlassen ihr C+M+B mit der Jahreszahl. Selbst gefertigte Keramikschilder verkünden den Familiennamen. Diese Eingriffe bezeugen die Lust der Bewohner auf das Setzen von Zeichen: „Ich wohne hier“. Eine künftige Herausforderung für Architekten und Hersteller könnte lauten, diesem Gestaltungswillen einen Rahmen zu bieten, Türen zu entwerfen und herzustellen, die die Wandelbarkeit als Gestaltungsthema einbinden, statt selbst applizierte Ornamente vorzugeben, die in wenigen Jahren bereits wieder veraltet sind.

PORTAL IM GESPRÄCH MIT INES M. JAUCK

Die Beziehung zwischen Architekt und Bauherr ist nicht immer einfach. Vor allem der private Wohnungsbau erfordert von Architekten besondere Sensibilität für die Wünsche der späteren Nutzer. Wie verläuft der Planungs- und Bauprozess jedoch, wenn Planer und Bauherr ein und dieselbe Person sind? PORTAL sprach mit Ines M. Jauck über die Erfahrung, als Architekt das eigene Wohnhaus zu planen.

PORTAL: Hand aufs Herz: Wie war die Zusammenarbeit zwischen Bauherr und Architekt bei diesem Gebäude? Ging es immer harmonisch zu?

INES M. JAUCK: Äußerst harmonisch. Der gestalterische und funktionale Anspruch war klar definiert und musste nicht erst kompliziert in Worte gefasst werden. Insofern gab es keine Kommunikationsdefizite. Bauherreninterne Unstimmigkeiten darüber, wie groß zum Beispiel die Werkstatt für den Mann und der Hauswirtschaftsraum für die Frau sein müssen, sind schon weit vor der Baumaßnahme ausdiskutiert worden. Diese Art von Stress gab es bei uns glücklicherweise nicht.

PORTAL: Wie lautete das „Architektenbriefing“ für den Entwurf? Was waren Ihre wichtigsten Forderungen an das neue Haus?

INES M. JAUCK: Hier sind im Wesentlichen drei Dinge zu erwähnen: 1.) Die Funktionalität steht im Vordergrund. Aus dieser leitet sich alles Weitere ab. 2.) Die Nachhaltigkeit einerseits in Bezug auf die Wirtschaftlichkeit und Energieeffizienz, andererseits hinsichtlich eingesetzter Materialien. 3.) Die Einhaltung des Kostenlimits. Die gesetzten Baukosten waren nicht dehnbar. In diesem Punkt arbeiten wir stets sehr genau, denn eine Erhöhung der Baukosten, ohne dass sie eine Erhöhung des Standards nach sich zieht, führt bei Bauherren zu Unzufriedenheit.

PORTAL: Gab es Besonderheiten, die Sie in Ihrem eigenen Haus gern verwirklicht sehen wollten und auf die Sie weni-

ger Wert gelegt hätten, wenn Sie das Haus für einen anderen Kunden geplant hätten?

INES M. JAUCK: Eine Besonderheit gibt es bei unserem eigenen Haus nicht. Letztlich haben wir das gemacht, was wir immer machen. Unser Planungsgrundsatz ist es, Gebäude in einem Höchstmaß zu individualisieren. Das bedeutet für uns, in intensiver Auseinandersetzung mit dem Auftraggeber die an das Gebäude gestellten Anforderungen zu ergründen und in ihrer vollen Komplexität baulich zu beantworten. Folgerichtig bedeutet die Individualisierung des eigenen Hauses die kompromisslose Umsetzung des Entwurfsgedankens. Vielleicht ist das die Besonderheit des eigenen Hauses.

PORTAL: Würden Sie beim nächsten Bauvorhaben wieder „sich selbst“ engagieren? Wenn nicht, von welchem Architekten würden Sie sich sonst gern einmal Ihr Haus bauen lassen?

INES M. JAUCK: Ja.

PORTAL: Viele Architekten planen heutzutage schon gar keine Einfamilienhäuser mehr, weil sich diese Aufträge ihrer Meinung nach nicht „rechnen“. Hätten Sie das Haus in Gotha auch gebaut, wenn Sie nicht selbst der Bauherr gewesen wären?

INES M. JAUCK: Prinzipiell bedienen wir jeden Bauherrn; egal, ob er mit einem Balkon, einer Garage oder einem 100-Millionen-Objekt an uns herantritt. Inwieweit sich eine Planung „rechnet“ oder nicht, liegt lediglich an uns bezie-

INES M. JAUCK

geboren 1973 in Suhl/Thüringen

- 1992–1998 Architekturstudium an der Bauhaus-Universität Weimar
- 1998–2001 Architektin bei ETV Bau- und Verwaltungsgesellschaft Eisenach mbH
- 2000–2003 Studium der Betriebswirtschaft an der Thüringischen Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie
- 2003 Gründung des Architekturbüros kanngießer jauck architekten GbR in Erfurt zusammen mit Tom Kanngießer
- 2007 Verlagerung des Bürositzes nach Gotha

www.kj-architekten.de



ungsweise an unserer Arbeitsweise und nicht am Bauherrn. Abgesehen davon ziehen große Bauvorhaben nicht zwangsläufig hohe Renditen nach sich.

PORTAL: Wie sieht für Sie ein „Wunschbauherr“ aus?

Welche Eigenschaften sollte er mitbringen? Und wie nahe sind Sie Ihrer eigenen Vorstellung vom Wunschbauherren bei diesem Projekt gekommen?

INES M. JAUCK: Unser Wunschbauherr sollte über eine eigene Meinung verfügen. Unangenehm ist, wenn sich der Bauherr 100 Meinungen von 100 Freunden einholt und am Ende aus Verunsicherung heraus entscheidungsunfähig ist. Weiterhin ist Vertrauen ganz wichtig. Schließlich dringen wir mit unserer Planung gerade im privaten Wohnungsbau tief in die Privatsphäre der Bauherren ein; insofern ist Vertrauen unabdingbar. Je mehr wir wissen, umso besser können wir mit unserer Planung reagieren, womit wir wieder bei der Individualität des Entwurfs sind.

PORTAL: Gibt man sich als Architekt mehr Mühe, wenn man

das eigene Haus baut? Oder geht man die Sache etwas lockerer an, da man weiß, dass von den Bauherren kein Ärger zu erwarten ist?

INES M. JAUCK: Die Mühe bei der Planung war die gleiche wie bei anderen Baumaßnahmen. Aber in der Tat sind wir mit der Ausführung der eigenen Baumaßnahme lockerer umgegangen. Nicht in der Qualität, aber wir haben noch einige offene Restleistungen,... leider.

PORTAL: Was bedeutet Ihnen das Haus in Gotha, nun da es fertiggestellt ist? Ist es primär ein Lebensraum für Sie und Ihre Familie, angepasst an Ihre individuellen Bedürfnisse – oder auch ein Stück Selbstverwirklichung Ihrer architektonischen Ideale?

INES M. JAUCK: Beides. Was wären wir für Architekten, wenn wir nicht in der Lage wären, unsere individuellen Lebensbedürfnisse mit unseren architektonischen Idealen in Einklang zu bringen? Bei uns ist nichts aufgesetzt. Wir leben wie wir sind: geradlinig und offen.

Wie ein Fernrohr öffnet sich das Wohnhaus in Gotha in Richtung Süden. Der Wohn- und Essbereich wurde auf Wunsch der Bauherren offen gestaltet.



Fotos: Stephan Falk / baubild / Hörmann KG

Wohnhaus in Gotha

Am Fuße des Seebergs, mit Ausblick auf die Höhenzüge des Thüringer Waldes – für den Bau ihres Wohnhauses wählten die Architekten Ines M. Jauck und Tom Kanngießer den idyllisch gelegenen Gothaer Vorort Siebleben. Unweit des Dorfzentrums planten und realisierten sie eine weiße „Wohnröhre“, in deren Souterrain sie die Büroräume ihres Architekturbüros integrierten.

Es ist stets eine besondere Aufgabe für einen Architekten, das eigene Haus zu bauen. Denn wer kann besser die eigenen Wünsche und Erwartungen umsetzen als man selbst? Das Architektenpaar Ines M. Jauck und Tom Kanngießer konnte sich diesen Traum erfüllen. Nach ihrem Studium an der Bauhaus-Universität in Weimar hatten sie bereits 2003 das Architekturbüro kanngießer jauck architekten in Erfurt gegründet. Mit einer Spezialisierung auf privaten Wohnungsbau und Generationenwohnen lag es nicht fern, das eigene Wohnhaus selbst zu entwerfen. Vier Jahre nach der Bürogründung, im Frühling 2007, war es dann soweit: das Architektenpaar zog in den fertiggestellten Neubau in Gotha, indem sich zugleich die Büroräume des Architekturbüros befinden.

Das Haus liegt nur wenige Kilometer westlich der ehemaligen Residenzstadt. Hier in Siebleben, dem größten Vorort von Gotha, erwarben die Architekten ein Grundstück, dessen extrem schmaler und langer Zuschnitt sie zu einer besonderen Gebäudeform inspirierte: ein langer, zweigeschossiger Riegel mit vollverglaster Südfassade streckt sich gleich einem Fernrohr in Richtung Garten mit altem Baumbestand. Die Nordfassade in Richtung Straße hingegen zeigt sich eher geschlossen, lediglich lange, schmale Fenster am oberen und rechten Gebäuderand lassen Tageslicht ins Innere. Anthrazitfarbene Fassadenelemente aus Faserzementplatten strukturieren die Nordfassade und betonen die Eingangssituation des ansonsten weiß verputzten Baukörpers. Die rote Eingangstür setzt einen weiteren farblichen Akzent.

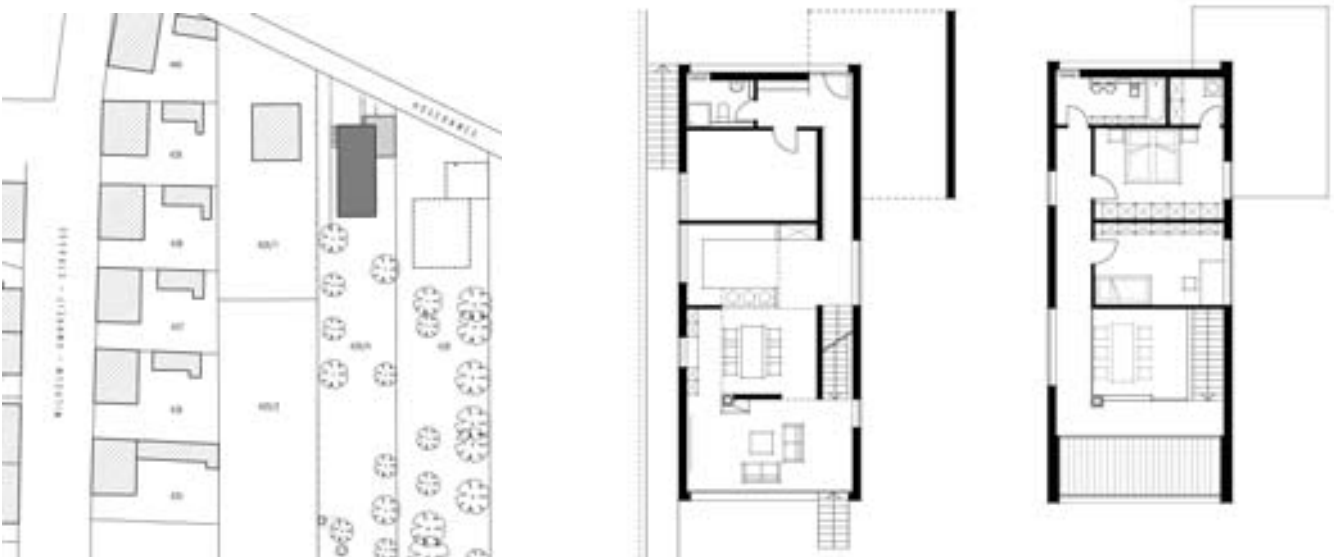
Von seiner Umgebung setzt sich der Neubau deutlich ab: inmitten eines gewachsenen, dörflich geprägten Orts-

gefüges sticht das Gebäude mit seiner klaren und sachlichen Form heraus. Die weiße „Wohnröhre“, wie die Architekten sie nennen, soll sich von den satteldachgedeckten Nachbarhäusern abheben und sich eindeutig der heutigen Zeit zuordnen lassen. Ein weiteres Ziel der Architekten war es, das Wohnhaus so weit wie möglich zu individualisieren: „Wir möchten so leben wie wir sind“, sagt Ines M. Jauck zur Formgebung des Gebäudes „geradlinig und offen“.

Im Inneren setzt sich die klare, kühle Formensprache fort: wenige Materialien und Farben wie etwa die weiß verputzten Wände, die anthrazitfarbenen Bodenfliesen im Erd- und Kellergeschoss sowie der Parkettboden aus Kirschholz im Obergeschoss unterstreichen den sachlichen und funktionalen Charakter des Wohnhauses. Das Erdgeschoss und das Obergeschoss sind der Familie vorbehalten. Im Souterrain befinden sich die Räume des Architekturbüros, die über einen separaten Eingang an der Westseite des Hauses zugänglich sind. Die leichte Hanglage ermöglichte ein durchgehendes Fensterband, sodass für eine gute Belichtung der Büroräume gesorgt ist. Zentraler Ort des Hauses ist der offene Wohn- und Essbereich im Erdgeschoss, der sich mit einer komplett verglasten Fassade zu dem mit Obstbäumen bewachsenen Garten öffnet. Ein zweigeschossiger Luftraum stellt eine Verbindung zum Obergeschoss her, in dem die Schlafzimmer liegen. Hier haben die Bewohner vom Balkon aus einen Panoramablick auf den Inselberg, einen der höchsten Berge des Thüringer Waldes, sowie auf das Schloss Friedenstein im Zentrum von Gotha, den größten frühbarocken Feudalbau in Deutschland.



Der Neubau setzt sich klar von den satteldachgedeckten Nachbarhäusern ab. Die rote Eingangstür von Hörmann setzt einen farblichen Akzent in der recht verschlossenen Nordfassade (oben).
Lageplan, Grundriss Erdgeschoss, Grundriss Obergeschoss (unten)



BAUHERR

Ines M. Jauck und Tom Kanngießer,
Gotha, D

ENTWURF

kanngießer jauck architekten,
Gotha, D

STANDORT

Högernweg 19,
Gotha, D

FOTOS

Stephan Falk / baubild / Hörmann KG

HÖRMANN-PRODUKTE

TopPrestige Haustür Motiv 860 AF
TopComfort Haustür 860 A

Im Souterrain des Hauses befinden sich die Büroräume. Die Hanglage ermöglicht eine großzügige Belichtung der Kellerräume (oben). Der zweigeschossige Wohn- und Essbereich wurde als offene Raumfolge angelegt (unten links). Der Balkon im zweiten Obergeschoss bietet eine Ausblick auf den Thüringer Wald und den vorgelagerten Seeberg (unten rechts).



Haus L. in Landsberg

Nahe der Altstadt von Landsberg am Lech, in Hanglage oder, expliziter: in einem Berghang, hat sich die Familie L. ihr neues Wohnhaus errichten lassen. Der Entwurf von Titus Bernhard Architekten verwandelt die durch den Standort vorgegebenen Einschränkungen in Vorteile: Aus allen drei Geschossen ihres Hauses genießen die Bauherren freie Sicht auf den Stadtkern, ohne über einen Mangel an Privatsphäre klagen zu können.

Landsberg am Lech, rund 40 Kilometer südlich von Augsburg, wirbt um neue Einwohner: An sechs Standorten bietet die Kleinstadt auf ihrer Internetseite Baugrundstücke zum Verkauf an. Doch keines von ihnen besitzt auch nur annähernd die zentrumsnahe, außergewöhnliche Lage von Haus L. an der Lechleite: Mit bis zu 75 Prozent Steigung ragt der Hang rund 50 Höhenmeter über das Flussbett des Lech. Hier bauen zu wollen, käme zunächst niemandem in den Sinn, und so war die Parzelle, auf der heute das Haus L. steht, zunächst auch für keine bauliche Nutzung vorgesehen. Doch der Bauherr, selbst Bauingenieur, und sein Architekt Titus Bernhard begriffen die Einschränkungen als Herausforderung: Sie machten der Denkmalschutzbehörde ein Konzept schmackhaft, demzufolge das Haus von der Altstadt aus nicht wirklich als Bauwerk, sondern lediglich als gestaffelte Abfolge von Glasfronten in Erscheinung tritt. Ihr entsprechen im Grundriss drei L-förmige, gegeneinander versetzte Ebenen, die einen in den Hang geschnittenen Hof rahmen. Um die Fassadenflächen und damit den Lichteinfall zu maximieren, ist das schräg ansteigende Dach parallel zum Hang leicht aufgefaltet. Den Stirnseiten der betonierten Geschossebenen und des Gründachs sind selbsttragende, vitrinenartige Glaskonstruktionen vorge setzt, die maßgeblich zum filigranen Äußeren des Hauses beitragen. Sie liegen auf den Betonwänden der jeweils darunter liegenden Ebene auf, kommen ohne Tragglieder aus Stahl aus und werden durch die darin integrierten Türelemente ausgesteift.

Die funktionale Zuordnung der drei Ebenen kehrt das sonst aus dem Einfamilienhausbau Übliche um: Zuerst wohnen die beiden Kinder der Familie, darüber die Eltern, und

ganz oben schließlich ist der Wohnbereich mit offenem Kamin untergebracht. Eine einläufige Treppe erschließt, einer Himmelsleiter gleich, die drei Ebenen. Von außen tritt sie als Glaskeil in Erscheinung, der sich rechtwinklig zu den drei Geschossebenen in den Berg schiebt. Der Blick zurück, treppab, fluchtet exakt auf den barocken Turm der nahegelegenen Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt. Die Treppe trennt zugleich die dienenden (vor allem Sanitär-) Räume im südlichen Gebäudeflügel von den bedienten Räumen in den drei gestaffelten Geschossebenen. Während Letztere ihr Licht durch die Glasfassaden erhalten, wird die Nebenraumzone durch Oberlichter erhellt. Die ausschließliche Westorientierung des Hauses machte einen Blendschutz notwendig, der auch vor unerwünschten Einblicken stört: Die nach Westen orientierten Wohnräume wurden nach Baufertigstellung mit raumhohen Vorhängen ausgestattet. Die Raumbooberflächen im Gebäudeinneren sind hell und überwiegend warmfarbig: weiße, gefilzte Wände, Sichtbetondecken, Eichenparkett mit breiten Stäben in den Wohnräumen sowie Platten aus Jurakalk in den Bädern. Eine geringe, kalkulierte Unebenheit in der Wandverkleidung lässt die Steinstruktur im Streiflicht lebendig hervortreten.

Die Einbettung des Hauses im Hang erwies sich letztlich als Kunstgriff mit mannigfachen Vorteilen. Sie überzeugte nicht nur die Denkmalbehörde, ein modernes Wohnhaus dieser Größenordnung im Altstadtgebiet überhaupt zuzulassen, sondern brachte auch handfeste energetische Vorteile. Durch die im Verhältnis zum Volumen minimierten Fassadenflächen erfüllt Haus L. immerhin den Passivhausstandard.



Das dreigeschossige Haus gleicht von der Talseite aus einem Einschnitt im Hang. Kurz nach der Fertigstellung reichten die Blicke noch weit in die Innenräume. Inzwischen schützen Vorhänge die Bewohner vor Einblicken.





Axonometrie (oben)
Grundriss 1. Obergeschoss (Mitte)
Grundriss Erdgeschoss (unten)



Aus dem Wohnraum im zweiten Obergeschoss schweift der Blick weit über die Dächer der Altstadt. Sichtbar wird hier die transparente Konstruktion der Structural-Glazing-Fassade ohne Tragglieder aus Metall.



BAUHERR
privat

PLANUNG
Titus Bernhard Architekten,
Augsburg, D

TRAGWERKSPANUNG
Josef Ludwig, Landsberg, D

STANDORT
Landsberg am Lech, D

FERTIGSTELLUNG
2005

FOTOS
Stefan Krippel, Augsburg /
Titus Bernhard Architekten

HÖRMANN-PRODUKTE
Stahleckzargen für stumpf
einschlagende Türblätter

Oberlichter im begrünten Dach versorgen auch die Sanitärräume mit Tageslicht. Einzelne, strategisch platzierte Fenster (rechts im Bild) erlauben von hier aus auch einen Blick über den Eingangsbereich.



Haus Börger in Rheda-Wiedenbrück

Fortschrittlich gesinnte Bauherren, ein junger, experimentierfreudiger Architekt und ein Bauamt, das sich nach anfänglichen Bedenken vom Wert moderner Architektur überzeugen lässt: Die Geschichte des Wohnhauses Börger in Rheda-Wiedenbrück beinhaltet all die Zutaten, die kompromisslos modernes Bauen im historischen Kontext heute auszeichnen – inklusive abschließender Zufriedenheit bei allen Beteiligten.

2006 und 1910, Moderne trifft Neoromanik: Im Rhedaer Wohngebiet stehen sich seit einigen Monaten die Exponenten zweier grundverschiedener Architekturepochen und -haltungen gegenüber. Wenig eint das Haus Börger und sein Pendant auf der anderen Straßenseite, die von Josef Becker errichtete St.-Clemens-Kirche, auf den ersten Blick. Doch wer näher hinsieht, erkennt die Bezüge zum Gegenüber durchaus, die Oliver Spiekermann mit dem Neubau aufnimmt: Die graue Eternit-Verkleidung des Obergeschosses spiegelt in Farbe und Struktur das schiefergedeckte Kirchendach wider. Das zu drei Seiten – zum Garten, zur Straße und zum Himmel – offene Treppenhaus ist zudem achsial auf einen der Kirchtürme ausgerichtet, der so für die Hausbewohner immer präsent ist.

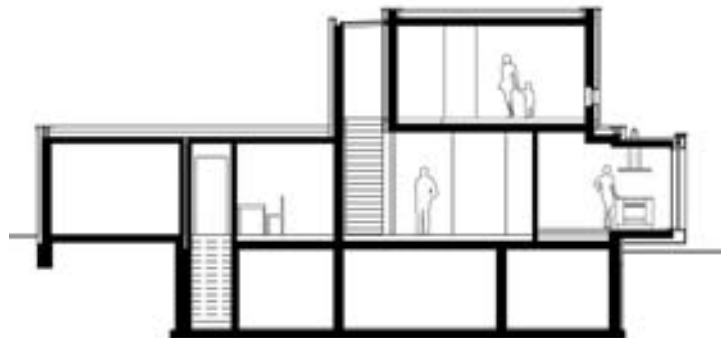
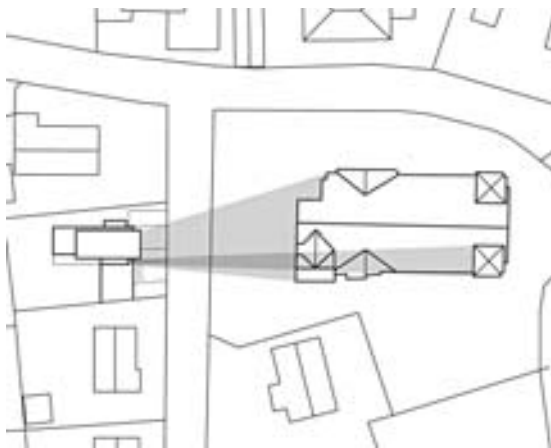
Ein „extravagantes, individuelles und besonderes“ Haus, berichtet Oliver Spiekermann, wollte das Bauherren-Ehepaar für sich und seinen Sohn errichten. Der Neubau sollte erkennen lassen, aus welcher Zeit er stammt, und zugleich eine Alternative zu den in Rheda-Wiedenbrück oft gesehenen Klinkerfassaden bieten. Gleichzeitig wünschten die Bauherren keinen nur auf sich bezogenen Kubus, sondern ein vielgliedriges Gebäude mit einem ausgewogenen Verhältnis aus Privatheit und Offenheit. Letzere bedeutet auch: Das Grundstück schottet sich weder durch Mauern noch durch hohe Hecken von seinen Nachbarn ab; lediglich das Wohnhaus selbst bietet ein gewisses Maß an Sichtschutz für den Garten. „Mit den Entwurfsplänen war das Bauamt bei der ersten Vorbesprechung nicht einverstanden, ja fast geschockt“, erinnert sich Oliver Spiekermann heute. „Die Aussage war: Zu der alten Kirche würde besser ein Fachwerkhaus passen.“ Letztlich überzeugte der Architekt

jedoch mit dem Argument, dass ein historisierender Bau im Jahr 2006 nicht mehr angemessen sei und dass auch ein moderner Bau die Verbindung zur historischen Kirche schaffen könne. Und eine Führung durchs Haus nach dessen Fertigstellung ließ schließlich auch die letzten Bedenken einhelliger Zustimmung weichen.

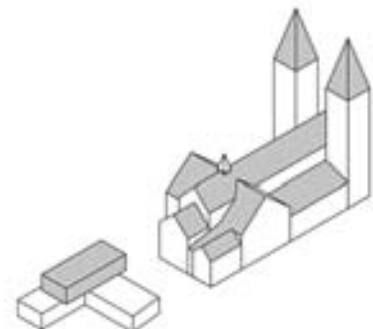
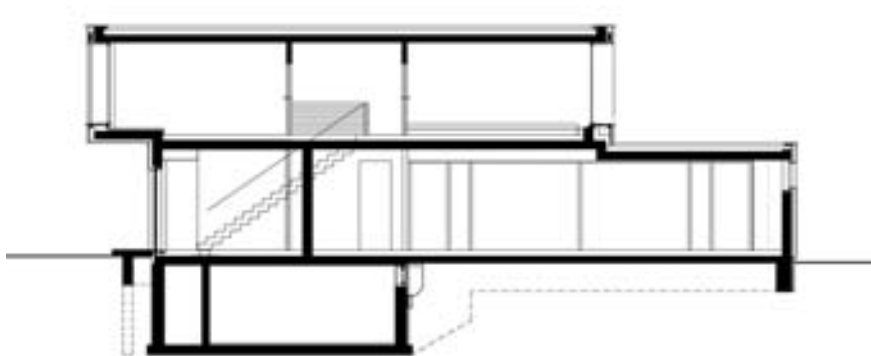
Haus Börger ist eine Komposition aus zwei Baukörpern und einigen Anbauten, die auch im Material deutlich voneinander unterschieden werden: Ein im Grundriss L-förmiges Erdgeschoss öffnet sich mit seinen verglasten Innenschenkeln zum Garten hin. Gegenüber nimmt eine angedockte, mit Eternit verkleidete „Küchenbox“ Kontakt zum Nachbarn auf. Zur Straße hin zeigt sich das Haus ebenfalls recht offen; allerdings sind die Glasflächen hier überwiegend sandgestrahlt. Das aufgesetzte, gleichfalls mit Faserzement verkleidete Obergeschoss verrät sorgfältige Detailarbeit: Keine der 256 Fassadenplatten stimmt im Format mit einer anderen überein. Dennoch werden die Horizontalfugen minutiös um die Gebäudeecken hinweg fortgeführt. Oliver Spiekermann vergleicht diesen Bauteil zutreffend mit einem Fernrohr: Durch die raumbreiten, geschosshohen Glaswände an beiden Enden haben die Bewohner den besten Ausblick auf die Kirche und über das umliegende Wohngebiet. Offenheit und abwechslungsreiche Durchblicke dominieren auch die Innenräume: Nur dort, wo sie unvermeidlich waren (also in den Schlafräumen, dem Büro, dem Gäste-WC und im Bad), wurden Innenwände eingezogen. Im Erdgeschoss bietet ein einziger durchgehender Raum Platz zum Wohnen, Essen und Kochen; die einzelnen Bereiche werden lediglich durch unterschiedliche Fußbodenniveaus und -materialien sowie durch verschiedene Deckenhöhen markiert.



Straßenansicht von Haus Börger: Wie ein „Fernrohr“ (Oliver Spiekermann) reckt sich das Obergeschoss mit den Schlafzimmern der Kirche entgegen. Das Automatic-Garagen-Sectionaltor LPU 40 mit L-Sicke von Hörmann passt sich nahtlos in den weiß/grauen Farbkanon des Gebäudes ein (oben). Lageplan (unten links) Querschnitt durch Treppe und Küche (unten rechts)



Gartenansicht: Deutlich erkennbar ist die Ausrichtung des Hauses auf die Kirche St. Clement. Ein Horizontalversprung zwischen Erd- und Obergeschoss betont die Eigenständigkeit beider Baukörper (oben).
Längsschnitt (unten links)
Axonometrie mit Bezug zur Kirche (unten rechts)



Alle 256 auf eine Holzkonstruktion montierten Fassadenplatten besitzen unterschiedliche Formate. Das Erdgeschoss und die Stirnwand des Obergeschosses erhielten einen weißen Glattputz (links oben). Von der holzgedeckten Terrasse fällt der Blick bis in den Eingangsbereich. Dort lassen sandgestrahlte Glasscheiben zwar reichlich Tageslicht ein, bieten jedoch den notwendigen Sichtschutz (unten links und rechts).



BAUHERR
Familie Börger,
Rheda-Wiedenbrück, D

ENTWURF
Spiekermann Architekten,
Beelen, D

STANDORT
Kolpingstraße 47,
Rheda-Wiedenbrück, D

FOTOS
Frank Vinken, Essen, D

HÖRMANN-PRODUKTE
Garagen-Sectionaltor LPU 40
L-Sicke

Grundriss Erdgeschoss (oben links)

Grundriss Obergeschoss (unten links)

Immer im Blick: Beim Hinabschreiten der Treppe dominiert einer der Türme von St. Clemens das Sichtfeld. Die Faserzementverkleidung der Fassaden wurde hier ins Gebäudeinnere fortgesetzt (rechts).



Stadthäuser in Leipzig

Moderate Bodenpreise und neue Freiraumqualitäten machen Eigentümern das Bauen in Leipzigs Innenstadt wieder schmackhaft. Unterstützt werden die privaten Bauherren dabei vom Leipziger „Selbstnutzer-Programm“. In dessen Rahmen errichtete das Architekturbüro Grunwald & Partner zwei neue Stadthäuser in der Leipziger Südvorstadt, die mit geräumigen Wohnungen, Balkonen, Terrassen und Grünflächen eine Alternative zum Eigenheim am Stadtrand bieten.

Zersiedelung, Leerstände im innerstädtischen Bereich, soziale Segregation – um der drohenden Suburbanisierung und deren Folgen entgegen zu wirken, rief die Stadt Leipzig 2001 das „Selbstnutzer-Programm“ ins Leben. Hiermit soll vor allem die private Eigentumsbildung in denkmalgeschützten Altbauten sowie in neuen Stadthäusern in der Innenstadt gestärkt werden. Wesentlicher Unterscheidungspunkt zu anderen Bauprogrammen ist die Art der Durchführung: die Bauherren organisieren die Bauprojekte weitgehend selbstständig bei gänzlichem Verzicht auf einen Bauträger oder der Reduzierung seiner Aufgaben. Gefördert werden die Bauprojekte nicht, das Programm setzt vielmehr auf Beratung, Gruppenmoderation, Marketing und Netzwerkbildung. Die Bilanz des bisher Erreichten kann sich sehen lassen: In einem Umkreis von maximal 4 Kilometern um das Stadtzentrum wurden rund 100 Stadthäuser errichtet; für etwa 50 weitere Häuser liegen Entwürfe vor. Zu den bereits realisierten Projekten zählen auch die Stadthäuser in der Leipziger Shakespearestraße. Fünf junge Familien hatten sich zu der Bauherrngruppe „GbR-Shakespearestraße“ zusammengeschlossen und das Architekturbüro Grunwald & Partner mit der Planung und Realisierung der Neubauten in der gründerzeitlich geprägten Südvorstadt beauftragt. Ein viergeschossiges Vorderhaus sowie ein zweigeschossiges Gartenhaus bilden den ersten Abschnitt einer Bebauung, die eine vorhandene Baulücke schließen soll. Entsprechend eines Fluchtlinienplans aus dem Jahr 1905, der eine geschlossene Bauweise vorgibt, nimmt der Neubau die historischen Baufluchten auf. Mit einem Zwischenbaukörper und einer Durchfahrt schließt er an die Nachbarhäuser aus der Gründerzeit an.

Das klare, fast strenge Fassadenraster der Wohnhäuser wird durch ein Wechselspiel von Fensterflächen und Holzelementen aus Lärchenholz aufgelockert. Auf den ersten Blick scheint sich der Neubau deutlich von seiner Umgebung abzuheben. Die Baukörper mit ihrer markanten Fassade nehmen jedoch durchaus Bezug auf ihre historische Umgebung: neben der Gebäudestellung sind auch die vertikale Gliederung der Fassade, die Ausbildung eines Sockelgeschosses sowie die sandsteinfarbenen Putzflächen an die Nachbarbebauung angelehnt. Die zwei Vorderhäuser werden durch ein einfaches, offenes Treppenhaus voneinander getrennt. Dieser, von der Bebauungsgrenze zurückspringende Treppenraum bildet eine Gebäudefuge, in der sich auch der Eingang befindet. Im Innern der zwei viergeschossigen Vorderhäuser liegen je zwei geräumige Maisonette-Wohnungen von 120 bis 170 Quadratmeter Größe übereinander. Wichtige Entwurfsentscheidungen, wie zum Beispiel die Raumaufteilung, wurden zum Teil von den Bewohnern selbst getroffen. Während den unteren Wohnungen ebenerdige Terrassen zugeordnet sind, erhielten die oberen Wohnungen großzügige Dachterrassen im 3. Obergeschoss. Der rückwärtige Garten ist für alle Bewohner zugänglich und dient als Gemeinschaftsfläche. Hier, im hinteren Teil des Grundstücks, liegen das frei stehende Gartenhaus, das die Proportionen des Vorderhauses leicht variiert, und das „Heizhaus“, das mit seiner Erdwärmeanlage die Fußbodenheizungen aller fünf Wohnungen versorgt. In Zukunft sollen zwei weitere Stadthäuser in gleicher Manier die Baulücke vollkommen schließen. Interessierte Eigentümer sind bereits gefunden.



Zum rückwärtigen Garten präsentieren sich die zwei Vorderhäuser mit einer nur leicht variierenden Fassadengestaltung. Der sandsteinfarbene Putz des Zwischenbaukörpers lehnt sich an die Bestandsbauten der Umgebung an (oben).
Lageplan (unten links)
Situationsplan mit weiteren, geplanten Stadthäusern (unten rechts)



Freiraumqualitäten wie im Stadtumland: das frei stehende Gartenhaus für eine Familie bietet seinen Bewohnern Balkon, Terrasse und Gartenfläche (oben links).
 Hinter mit Holz beplankten Garagentoren von Hörmann liegen die benötigten Kfz-Stellplätze (oben rechts).
 Querschnitt (unten links)
 Grundriss Erdgeschoss (unten rechts)

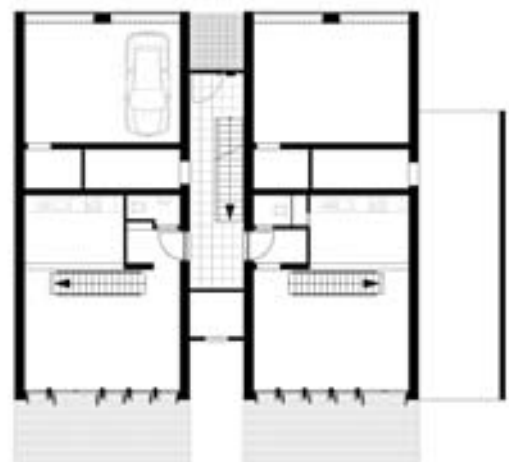
BAUHERR
 Bauherrengruppe
 „GbR-Shakespearestraße“, Leipzig, D

ENTWURF
 Grunwald & Partner, Leipzig, D

STANDORT
 Shakespearestraße 14, Leipzig, D

FOTOS
 Stephan Falk / baubild / Hörmann KG

HÖRMANN-PRODUKTE
 Berry-Schwingtore Motiv 905 für bauseitige Füllung



io-homecontrol® : WOHNKOMFORT PER FUNK-FERNBEDIENUNG

Der Trend zu intelligenten Gebäudesteuerung ist nicht mehr zu übersehen. Die Vorteile dieser Systeme sind:

- Energieverbrauchsreduktion durch intelligente Regelung der Heizung und Lüftung

- Komfortgewinn durch intelligente Steuerung. Mit einem einzigen Knopfdruck können z.B. das Garagentor, das Einfahrtstor sowie weitere Aktoren bedient werden
- Mehr Schutz und Sicherheit vor Einbrüchen, z.B. durch eine gezielte Lichtsteuerung bei Abwesenheit. Die io-homecontrol® -Technologie bringt darüber hinaus weitere Vorteile: Anders als bei kabelgebundenen



Bus-Systemen entfällt aufgrund der Funk-Technologie das Verlegen separater Steuerleitungen. Damit eignet sich io-homecontrol® neben Neubauten insbesondere für Bauvorhaben im Bestand. Von herkömmlichen Funklösungen unterscheidet sich das System durch die Zwei-Wege-Funktechnologie. Sie ermöglicht es den Produkten, auf Steuerbefehle zu antworten und die Ausführung einer Aktion zu bestätigen. Der Nutzer kann daher zu jeder Zeit nachvollziehen, ob sein Befehl auch ausgeführt wurde. io-homecontrol® nutzt drei Funkfrequenzen in dem Band von 868 bis 870 MHz für eine zuverlässige Übertragung. Zusätzlich gewährleistet die symmetrische 128 Bit-Verschlüsselung hohe Sicherheit.

Offenheit ist ein wichtiger Punkt bei der Akzeptanz eines Automatisierungssystems. Das io-homecontrol® -Funkprotokoll ermöglicht eine aufeinander abgestimmte Steuerung von Haustechnik-Produkten unterschiedlicher Hersteller. Mitglieder des Herstellerverbands sind neben Hörmann die Firmen Velux, Somfy, Honeywell und Assa Abloy. Die io-homecontrol® -kompatiblen Produkte aus den verschiedenen Anwendungsbereichen können Schritt für Schritt installiert werden – somit passt sich io-homecontrol® den Bedürfnissen des Bauherren an und wächst mit seinen Wünschen und Vorstellungen. Zwei Bedienelemente stellt Hörmann für io-homecontrol® zur Verfügung:

- Mit dem Hörmann Displaysender HSH (links) kann der Status der ange-

schlossenen io-homecontrol® -kompatiblen Produkte abgelesen und diese gesteuert und bedient werden.

Um den Benutzer den Alltag zu erleichtern, können mehrere io-homecontrol® -fähige Anwendungen zu voreingestellten Szenarien zusammengefasst werden. Diese lassen sich dann mit einem einzigen Knopfdruck aktivieren.

- Mit dem Vier-Tasten-Handsender HSM 4 io lassen sich standardmäßig zwei Geräte einzeln bedienen; zum Beispiel Garagen- und Einfahrtstore. Damit ist dieser Handsender ideal als ständiger Begleiter im Auto geeignet; ein Aussteigen bei der Einfahrt aufs Grundstück entfällt.

Folgende Hörmann-Produkte lassen sich bislang per Funk über io-homecontrol® steuern:

- Der Garagentor-Antrieb SupraMatic P io eignet sich für Schwing- und Sectionaltore und verfügt über eine bis zu 50 Prozent höhere Öffnungsgeschwindigkeit als herkömmliche Antriebe. Er ist mit 750 Newton besonders leistungsstark und für rund 50 Torzyklen täglich ausgelegt.

- Die Einfahrtstor-Antriebe RotaMatic P io und PL io eignen sich für ein- und zweiflügelige, auch besonders breite und schwere Drehtore.

- Der Einfahrts-Schiebetor-Antrieb LineaMatic P io bewegt schwere Schiebetore bis zu einer maximalen Breite von acht Metern, einer Höhe von zwei Metern und einem Gewicht bis zu 500 Kilogramm.

- Haustüren mit io-homecontrol® werden Mitte des Jahres in das Hörmann Programm aufgenommen.



S.30:

Der Hörmann-Displaysender HSH erlaubt es, alle an das System angeschlossenen io-homecontrol®-kompatiblen Produkte zu steuern und ihren Status abzulesen.

Oben:

Die Einzelfunktionen von io-homecontrol® im Überblick. Dem Herstellerverbund gehören neben Hörmann derzeit vier weitere Unternehmen mit ihren Produkten an. In naher Zukunft werden sich weitere Hersteller dieser Initiative anschließen.

Rechts:

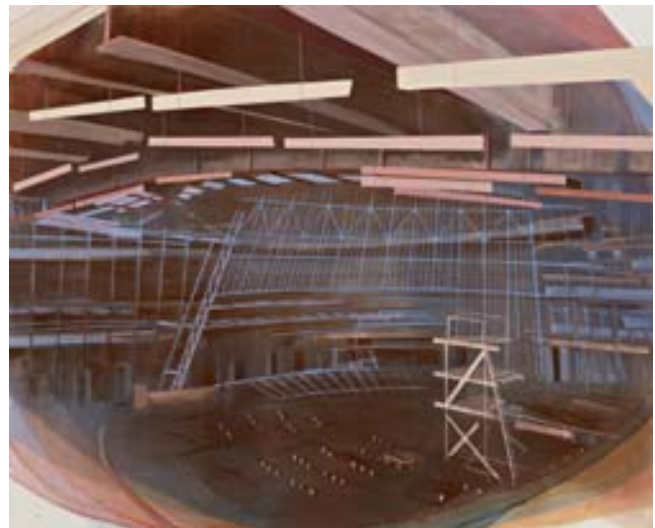
Auch vom Auto aus lassen sich mittels io-homecontrol® Garagen- und Einfahrtstore per Knopfdruck bedienen.



ARCHITEKTUR UND KUNST ANGELINA GUALDONI: REC CENTER / GENERAL ASSEMBLY HALL

In ihren Gemälden befasst sich die amerikanische Künstlerin Angelina Gualdoni mit den immerwährenden Zyklen von Entstehen und Vergehen in der Architektur, mit dem Dialog zwischen Architektur und Natur und mit der Wechselbeziehung von Utopie und Realität. In ihren jüngsten Gemälden entfernt sich Angelina Gualdoni zunehmend von der entropischen Architektur der Moderne und auch von ihrer früheren Praxis, Fotografien als Malvorlagen zu verwenden. „Ich interessiere mich zunehmend dafür, wie ein Gemälde über die Funktion als Abbild hinaus ein eigenes Leben erhält“, sagt sie. „Gleichzeitig erforsche ich in meinen Werken nach wie vor die ‚Wiederverwendung‘ von Sprachen und Repräsentationsräumen.“

Das Konzept der Wiederverwendung wird in „Rec Center“ sehr direkt aufgegriffen: Das Gebäude diente ursprünglich als Bunker eines Munitionsdepots in Missouri und wurde dann zu einem Umwelt-Lernzentrum umgewidmet, nachdem eine Universität das Grundstück gekauft hatte. In ihrem aus monochromen Farbflächen komponierten Gemälde stellt Angelina Gualdoni den Raum als menschenleere, aber keineswegs verlassene Halle dar. Ein Teil des Bildes ist durchgearbeitet, andere lediglich skizzenhaft auf die Leinwand gebracht. Auf diese Weise erscheint der Raum im Zentrum dicht und sorgfältig konstruiert, an den Rändern jedoch unvollständig und – auch im Hinblick auf mögliche künftige Nutzungen – offen.



oben:
„General Assembly Hall“, 2007
Acryl und Öl auf Leinwand
167 x 137 cm

rechts:
„Rec Center“, 2007
Acryl und Öl auf Leinwand
203 x 152 cm

ANGELINA GUALDONI

geboren 1977

1993–1995 Studium an der Washington University, School of Art
1997 Bachelor of Fine Arts, Maryland Institute College of Art, Baltimore
2000 Master of Fine Arts, University of Illinois, Chicago
2001 Arts Council Award for Art
2005 The Henry L. and Natalie E. Freund Teaching Fellowship, Washington University / St. Louis Art Museum
2007 Pollock-Krasner Grant

2003 Fringe City, Finesilver Gallery, San Antonio
2004 It Is Happening Again, Kavi Gupta Gallery, Chicago
2005 12 x 12: New Artists/New Work, Museum of Contemporary Art, Chicago
2007 St. Louis Art Museum, St. Louis

Galerie:
Kavi Gupta Gallery
835 West Washington Blvd.
Chicago, IL 60607 USA
Tel. 001 312 432 0708
info@kavigupta.com
www.kavigupta.com

Einzelausstellungen:

2002 Demo, Kavi Gupta Gallery (Vedanta Gallery), Chicago



VORSCHAU / IMPRESSUM

Thema der nächsten Ausgabe von PORTAL: **Feuer**

Feuer ist eine ebenso schöpferische wie zerstörerische Kraft in der Architektur: Ohne Feuer besäßen wir keine Ziegel und keinen Stahl, keinen Zement und kein Glas. Ohne Feuer wären der Menschheit aber auch große Brandkatastrophen erspart geblieben, die schon ganze Städte als Tribut gefordert haben. Die leidvollen Erfahrungen der Vergangenheit haben uns nicht zuletzt ein Instrumentarium an Brandschutz-Vorschriften beschert, die zu den strengsten in der Welt gehören. Welche baulichen Lösungen sich Architekten heute für die Zähmung des Feuers und seine Bekämpfung einfallen lassen, lesen Sie in der nächsten Ausgabe von PORTAL.

OMA mit Heinrich Böll Architekten: Kokerei Zeche Zollverein, Essen



HÖRMANN IM DIALOG

Bauen mit Hörmann – Ihr Projekt in PORTAL

Im Vier-Monats-Rhythmus berichtet PORTAL über aktuelle Architektur und über die Rahmenbedingungen, unter denen sie entsteht. Und wenn Sie möchten, erscheint PORTAL bald auch mit Ihren Projekten! Schicken Sie uns Ihre realisierten Bauten, in denen Hörmann Produkte verwendet wurden – als Kurzdokumentation mit Plänen und aussagekräftigen Fotografien, maximal im Maßstab A3, per Post oder per E-Mail an:

Hörmann KG Verkaufsgesellschaft, z.H. Ralf Biegert
Upheider Weg 94–98, D–33803 Steinhagen
r.biegert.vkg@hoermann.de

HERAUSGEBER

Hörmann KG Verkaufsgesellschaft
Postfach 1261
D–33792 Steinhagen
Upheider Weg 94–98
D–33803 Steinhagen
Telefon: (05204) 915-100
Telefax: (05204) 915-277
Internet: <http://www.hoermann.com>

REDAKTION

Dipl.-Ing. Ralf Biegert
Dr.-Ing. Dietmar Danner
Dipl.-Ing. Jakob Schoof
Dipl.-Ing. Annika Dammann
Dipl.-Ing. Thomas Geuder

VERLAG

Gesellschaft für Knowhow-Transfer
in Architektur und Bauwesen mbH
Fasanenweg 18
D–70771 Leinfelden-Echterdingen

DRUCK

sachsendruck GmbH
Paul-Schneider-Straße 12
D–08252 Plauen

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Bilder und Manuskripte übernehmen Verlag und Redaktion keinerlei Gewähr.
Printed in Germany –
Imprimé en Allemagne.



Foto: Stehan Falk / baubild / Hörmann KG



„The Charles Hotel“, Lenbach Gärten München

Bei den besten Adressen im Einsatz: Hörmann Brandschutz



Für Zutrittskontrolle und Fluchtwegsicherung: Hörmann Access

Hörmann bietet Ihnen Europas größtes Brandschutz-Programm. Den kompletten Feuer- und Rauchschutz, aus Stahl und Alu, T30/60/90, im durchgängigen Design mit ansichtsgleichen Türen. Praktisch für die Türautomation: das Access System, ein schlankes Profil für die Platzierung von Bedienelementen direkt am Türrahmen.

